

# Die Neue Welt

Nr. 19

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Fortsetzung.)

Gustav Büttner war mit diesem Häschle besonders befreundet gewesen. Sie hatten zusammen die Leiden der Rekrutenzeit durchgemacht, waren auf derselben Stube und in dem nämlichen Beritt gewesen. Daß Büttner bald zum Gefreiten befördert wurde, während Häschle Gemeiner blieb, hatte keine eigentliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet. Häschle war und blieb einer der beliebtesten und angesehensten Kameraden, obgleich ihm die Vorgesetzten nicht wohl wollten, seines losen Manes und seiner Leichtfertigkeit wegen. Mutterwitz und Gewandtheit brachten ihn bei seinesgleichen desto mehr zur Geltung.

Jetzt wurden alle diese Erinnerungen wieder auf gefrischt. Vom schnauzigen Wachtmeister und vom schneidigen Herrn Rittmeister erzählte man sich, und mancher lustige Streich aus dem Manöver und dem Garnisonsleben wurde an's Tageslicht gezogen.

Häschle war natürlich Gustav's Gast. Als er erfahren hatte, daß der Weitgereiste heute noch nichts Ordentliches in den Magen bekommen, bestellte Gustav Butterbrot und Wurst für ihn.

Auf diese Weise war der Nachmittag vergangen. Die herandrehende Dunkelheit mahnte zum Aufbruch. Gustav dachte mit geheimer Besorgniß an die hohe Beche, die er gemacht hatte. Aber er hüftete sich wohl, davon etwas merken zu lassen. Im Gegentheil! Den Kaschels wollte er grade mal zeigen, daß es ihm auf ein paar Mark nicht ankomme. Und er bestellte für die ganze Gesellschaft noch einen Korn zum „Nachenputzen!“

Als man den Kreislauf verließ, schloß Häschle sich Gustav an. Sobald sie ohne Zeugen waren, begann der Handwerksbursche zu klagen, wie schlecht es ihm gehe. Seit vierzehn Tagen sei er in kein vernünftiges Bett gekommen. Die letzten Sparpfennige waren in den Pennen drauf gegangen. Die Kleider waren an zu zerreißen und die Füße schmerzten in dem elenden Schuhwerk. Er sah in der That abgerissen genug aus. Er fragte Gustav, ob er ihm nicht aus alter Kameradschaft etwas vorschließen könne. Dann wolle er die Eisenbahn benutzen oder — wie er sich in der Stundensprache ausdrückte — „mit dem Feurigen walzen“, und ihm von seiner Heimath aus das Erborge zurückschicken.

Gustav hatte das Gewissen bereits gepeinigt wegen der heutigen Beche. Das war von den Ersparrnissen gegangen, die er für die Hochzeit bestimmt hatte. Es wurde ihm schwer, dem alten Kameraden die Bitte abzuschlagen, aber es ging nicht anders! Er war nicht mehr nüchtern, wie er jetzt erst merkte, wo er sich in freier Luft befand, aber er fand noch so viel Ueberlegung, dem Anderen zu erklären, daß

er nichts ausleihen könne, er sei selbst nicht in der besten Lage und wolle nächstens heirathen.

Häschle bat, daß er ihm dann wenigstens Unterkunft für ein paar Tage verschaffen möge. Er wolle sich seine Sachen in Stand setzen und seine Füße ausheilen lassen. Wenn er sich wieder etwas herausgemacht haben würde, werde er seine Strafe weiterziehen.

Diese Bitte konnte Gustav unmöglich abschlagen. Er überlegte: Bei den Eltern war ja Platz. Häschle behauptete, mit jedem Fleckchen, und sei es auf dem Boden oder im Schuppen, zufrieden zu sein, und wenn es nur eine Bucht wäre von Heu. Gustav erklärte, es werde sich wohl noch ein Bett für ihn finden.

Er brachte also den Fremden mit nach Haus. Dort saß die Familie bereits beim Abendbrot. Die Angetrunkenheit löste Gustav's Zunge. Mit größerem Wortreichthum, als man sonst an ihm gewohnt war, stellte er den Fremdling als einen ehemaligen Kameraden und Freund vor, dem man Obdach gewähren müsse.

Die Frauen blickten verdutzt auf den härtigen Wanderburschen, der in der trüben Beleuchtung des schwachen Dellämpchens nicht gerade vertrauens-erweckend sich ausnahm. Der alte Bauer sagte nichts; ihn brachte jetzt nicht so leicht mehr etwas aus seiner verstockten Gelassenheit. In früheren Zeiten würde er Dem schön gekommen sein, der ihm solch' einen Strolch in's Haus gebracht hätte. Aber jetzt nahm er auch das mit in den Kauf zu dem Uebrigen. Die Bäuerin war gewiß nicht erbaut über den Gast; doch wagte sie nichts zu äußern, aus Furcht, Gustav zu reizen. Therese war die Erste, welche Worte fand. Als Gustav fragte, wo ein Lager für den Fremden zu finden sei, meinte sie trocken, drüben bei den Schweinen stehe noch ein Koben leer. Eine Bemerkung, welche ihr Gatte Karl, nachdem er den Sinn erst begriffen, so ausgezeichnet fand, daß er in ein Gelächter ausbrach, welches an diesem Abende nicht mehr enden zu wollen schien.

Gustav erbleichte vor Zorn. „Dann wird Häschle eben in meinem Bette schlafen!“ sagte er. „Mir soll Keiner nachsagen, daß ich einen Kameraden auf der Straße hätte liegen lassen. Komm, mei Häschle!“

„Und wu wirst Du denne schlafen alsdann, Gustav?“ fragte die Mutter besorgt, da sie sah, daß der Sohn Ernst machen wollte mit seinem Vorhaben. „Mutter, ich weeiß schon an Fleck für mich!“ sagte Gustav.

Und in der That, es gab in Halbenau einen Platz für ihn, wo er freudige Aufnahme fand, zu Tages- und Nachtzeit.

XVII.

Obgleich gerade Gustav es gewesen war, der dem Aufseheragenten das Geschäft in Halbenau gelegt hatte, ließ ihm doch der Gedanke an den Mann und was er gesagt hatte, keine Ruhe. Er hatte neulich die ganze Sache als Schwindel und Menschenfang bezeichnet, aber im Stillen gedachte er jetzt mit heimlich zehrender Sehnsucht der goldenen Berge, die Jener in Aussicht gestellt hatte. Wenn nun doch etwas an der Sache war! — Gänzlich aus der Luft gegriffen konnte das Alles unmöglich sein. Gustav entsann sich der gedruckten Formulare, die der Mann vorgezeigt hatte; sogar Stempel von Behörden waren darauf zu sehen gewesen.

Der junge Mann befand sich in eigenthümlicher Lage. Seine Seelenstimmung war getheilt. Die Anerbietungen des Agenten lockten; auf der anderen Seite scheute er sich, wieder in den Bannkreis des Mannes zu gerathen, den er soeben mit Erfolg bekämpft hatte. Und schließlich schämte er sich auch vor den Dorfgemeinden, die sein Auftreten im Kreislauf mit erlebt und Beifall geklärt hatten.

Er hielt sich dem Werber vorläufig ferne, aber in den Blättern verfolgte er die weiteren Schritte des Mannes mit Spannung.

In allen Ortschaften ringsum rührte Zittwitz die Werbetrommel, und wie es den Anschein hatte, mit großem Erfolge. Seine Kontrakte bedeckten sich allmählig mit Hunderten von Unterschriften.

Es lag etwas Anstößendes in dieser Bewegung. Man wollte sich einmal verändern, wollte sein Glück in der Ferne versuchen. Der Agent schilderte die Verhältnisse da draußen im Westen in verlockenden Farben. Und wenn der Mann vielleicht auch Schönfärberei trieb, seines Geschäftes wegen, schließlich schlimmer als daheim konnte es dort wohl auch nicht sein. Und der Gedanke, zu wandern, ein Stück Welt zu sehen, packte die Gemüther mächtig. Die Fremde lockte mit ihren unklaren, dem Auge im bläulichen Dunst der Ferne verschwimmenden Dingen. Das Frühjahr stand vor der Thür; da sind die Hoffnungen leicht erregbar in der Menschenbrust. Da wachsen und quellen heimliche Wünsche, ein unverständlicher Drang treibt, ein süßes und beunruhigendes Gefühl quält den jungen Menschen und reizt ihn zu Neuem, Unentdecktem. Der tief in die Menschennatur gesenkte Trieb, sich zu verändern, der Wandertrieb, regte sich.

Wie die Zugvögel kamen sie zusammen. Einer sagte es dem Andern; überall in den Schänkstuben, des Sonntags vor der Kirche, bei gemeinsamer Arbeit, wo immer Menschen zusammen kamen, wurde das Für und Wider eifrig besprochen. Die Hoffnungs- freudigen steckten die Verzagten an, wer bereits unter-

schrieben hatte, suchte Gefährten zu werben. Wie der Schneeball im Rollen wuchs die Bewegung.

Schon reute es manchen jungen Mann und manches Mädchen in Halbenau, daß sie neulich die Anträge des Aufseheragenten abgelehnt hatten. Heimlich gingen sie dorthin, wo er neuerdings sein Quartier aufgeschlagen hatte, um sich seine Worte doch noch einmal mit anzuhören.

Eines Abend befand sich denn auch Gustav Bittner auf dem Wege nach dem benachbarten Wörmsbach, wo, wie er aus den Zeitungen ersehen hatte, Zittwitz heute sprechen wollte. Gustav hatte daheim seinem Menschen etwas gesagt von seinem Vorhaben. Niemand in Halbenau sollte etwas davon wissen, er wollte sich gänzlich im Hintergrunde halten; wenn irgend möglich, wollte er vermeiden, von dem Agenten selbst gesehen zu werden.

Im Gasthof zu Wörmsbach bot sich dem Eintretenden ein ganz anderes Bild dar, als neulich in Halbenau. Der Aufseheragent saß auf einem erhöhten Podium, neben ihm ein junger Mann, welcher schrieb. Seinen Vortrag schien Zittwitz bereits gehalten zu haben. Hin und wieder richtete er noch ein Wort der Erläuterung an die Menge oder beantwortete Fragen Einzelner, die an ihn herantraten. Er schien von Männern aus der Versammlung unterstützt zu werden, die von Tisch zu Tisch, von Gruppe zu Gruppe mit Zetteln gingen und den Leuten zu setzten, sie sollten unterschreiben. Besonders rüdrig darin zeigte sich ein gewisser Benzelsgust, der für gewöhnlich als arbeitsscheues Individuum bekannt war. Dieser Mensch lief hier mit wichtiger Miene geschäftig umher und redete den Leuten zu, sie dürften sich eine solche Gelegenheit zur Arbeit um keinen Preis entgehen lassen.

Hin und wieder trat ein Bursche oder ein Mädchen an das Podium und sprach mit dem Agenten. Wenn sie handelseinig geworden, dann ließ sich der Schreiber die Personalien angeben, füllte ein Formular aus und der Neugeworbene setzte seinen Namen unter den Kontrakt und knüpfte daran Worte der Ermunterung an Die, welche noch zauderten.

Doch spielte sich nicht Alles so ruhig und geschäftsmäßig ab. Starke Gefühle, Leidenschaften und Triebe arbeiteten, versteckt unter anscheinender Ruhe und Stumpfheit, in dieser Menge.

In Gustav's Nähe standen eine alte Frau und ein junges Mädchen. Wie aus ihren Worten zu merken, war die Greisin die Großmutter des kaum sechzehnjährigen hübschen Dinges. Die Alte hatte Thränen in den Augen und redete voll Eifer auf die Enkelin ein. Die blieb stumm und blickte mit einem gewissen verinnerlichten Trost in ihren kindlichen Zügen nach dem Podium hinüber, wo eben neue Sachsengänger sich meldeten.

„Ne, Guste!“ sagte die alte Frau mit zitternder Stimme, das Mädchen mit ihrer runzeligen Hand liebevoll tätschelnd, „De werst uns doch su was ne oanthum wellen. Was sülte denn aus dan kleenen Kington warn, berno? Gieh! Bleib ad bei uns, Guste! Wees mer denne, wie's da draußen sen mag?“

Dann sah sich die Greisin hilflos im Kreise um: „s is ane Sinde und ane Schande, su a Mabel mitnahmen!“ Und sich dem Mädchen wieder zuwendend: „Gieb mirsch, Guste, Dir wird's ei der Fremde bange wer'n nach der Heembe.“

In geschwägiger Greifenart erzählte sie Jedem, der es hören wollte, von ihrer Noth. Ihre Tochter, die Mutter des Mädchens, lag schon im siebenten Monat an's Bett gefesselt. Der Schwiegerjohn war als Steinmetz im Gebirge, hatte einen Haufen kleiner Kinder. Und nun wollte die Guste auch noch fort, welche bisher die Stütze des ganzen Haushalts gewesen war. „Naden Sie er ad zu!“ bat sie die Umstehenden. „Uf mich Alles thut se ne hieren. Se soit, se will sich a Stüde Geld verdienen mit a Nebenhadä. Ich ha' gesoit, über se gesoit ha' ich: Guste, 's buch ane Sinde und ane Schande, su a Mabel, su a jung's Mabel alleene ei der Fremde losa. Was sull denne aus uns warn hernach?“

Die Greisin blickte in hilfloser Verzweiflung von Einem zum Anderen. Während sie noch ihr Leid klagte, war die Enkelin unvermerkt von ihrer Seite gewichen. Bald darauf sah man ihr rothes

Kopftuch in der Nähe des Podiums, und nach einiger Zeit verlas der Agent ihren Namen unter den Angeworbenen.

Gustav erlebte mit Staunen, wie flott hier das Geschäft des Werbers ging. Freilich, in Wörmsbach lagen die Verhältnisse auch anders, als bei ihnen in Halbenau. Wörmsbach und seine Bewohner genossen nicht gerade den besten Ruf in der Nachbarschaft. Hier hatte es ursprünglich viele wohlhabende und selbstständige Bauern gegeben. Eine Zeit lang nahm der Ort einen Aufschwung, der die Nachbörfer in Schatten stellte. Aber die junge Generation hatte angefangen, auf dem ererbten Wohlstande auszurufen. Das Spiel, der ärgste Verderber des Bauern, war angekommen und der Trunk hatte sich dazugesellt. An Stelle des Reichthums trat die Ueberschuldung. Die Güter der Bankrottirer kamen unter den Hammer und wurden zerkleinert. In keinem Orte der ganzen Umgegend spielte die Güterschlächterelei und der Bodenschacher eine solche Rolle, wie in Wörmsbach. Samuel Harrassowitz aus der Kreisstadt war hier kein Unbekannter.

An einem Tische für sich saß eine Anzahl Männer, die sich durch ihre Kleidung von den Dorfleuten abhoben. Der Gendarm mit einem graden schwarzen Schnurrbart, neben ihm ein dicker Mann mit rothem Vollbart im braunen Lodenrock — in dem Gustav einen der Inspektoren der Herrschaft Saland wieder erkannte — dazu zwei Leute in Jägertracht, gräfliche Revierförster.

Gustav erfuhr von einem neben ihm stehenden jungen Mann, weshalb die Beamten hier seien. „Zum Uffpassen!“ Neulich habe es bereits einen großen „Spektakel“ gegeben, da seien ein paar Mägde und ein Holzarbeiter von der Herrschaft davongelaufen und hätten sich einem Agenten verbunden.

Die Augen des Berichterstatters leuchteten vor Schadenfreude, als er erzählte: „Da sull nu der Schandarm und er sull helfen uffpassen. In hellen Haufen losen se weg vun der Herrschaft und och von den Bauern. Is denen schon recht, sag 'ch, was zahlt 'r sülde Hungerlöhne, daß unserener ne laben kann bermitte und ne starben.“

Gustav sah sich den kleinen verwachsenen Burschen etwas näher an. Das war wohl ein „Sozialer“, wie es hier auch schon welche gab. Er fragte Jenen, wer er sei und was er hier wolle. Er sei Ochsenknecht auf dem Rittergute, sagte der Kleine. „Ich ginge och glei. Ich ha' das Luderlaben satt. Glei macht 'ch mitte nach Sachsen. Wenn 'ch ad ne verheirathet wäre! Und Zittwitz spricht: Frau und Kinder dirste ees ne mitnahmen, spricht er.“

Inzwischen schien sich die Zahl der Arbeitssuchenden erschöpft zu haben. Der Aufseheragent erhob sich und fragte, ob sich weiter Niemand melde, sonst werde er für heute die Liste schließen. Dann verließ er das Podium und mischte sich unter die Menge. Hier und da blieb er stehen an den Tischen, redete einzelne Leute an: er habe gerade noch eine Stelle frei auf einem ausgezeichneten Gute, sie sollten sich nur dazu halten, jetzt noch vor Thoreschluß ihr Glück zu machen. So schritt er von Tisch zu Tisch.

Als er Gustav's ansichtig wurde, stuzte er. Einen Augenblick schien er zu überlegen, wo er dieses Gesicht wohl schon gesehen hätte. Er warf dem jungen Manne einen mißtrauischen Blick aus seinen dunklen Augen zu. Dann aber, als habe er sich eines Anderen besonnen, hellten sich seine Züge plötzlich auf. Wohlwollend reichte er dem erstaunten Gustav die Hand und meinte in vertraulichem Tone, wie zu einem alten Bekannten: „Recht so, daß Sie auch hier sind! Haben sich's also doch überlegt! Kommen Sie nur mit mir nach vorn, mein Bester! Von Ihrer Art kann ich gerade noch Einen gebrauchen.“

Gustav erwiderte dem Agenten, daß er sich irre, wenn er ihn für einen Arbeitssuchenden halte.

„Wer spricht denn von Arbeit! Leute Ihres Schlages stellt man doch nicht zum Nebenhaden an. Für Sie habe ich etwas ganz Anderes in petto. Sie sind Unteroffizier gewesen — nicht wahr?“

Gustav bejahte verbugt. Woher wußte der Mensch das bereits?

„Ihnen würde ich einen meiner Kontrakte verkaufen, verstehen Sie?“ sagte der Agent, näher an

den jungen Mann herantretend, mit gesenkter Stimme, andeutend, daß die Anderen das nicht mit anzuhören brauchten. „Das heißt so viel: ich übergebe Ihnen einen Auftrag, den ich von einem kleineren Gute erhalten habe, in eigene Entreprise, verstehen Sie wohl! Sie besorgen sich die Leute und gehen dann als Borarbeiter oder Aufseher mit ihnen hinaus.“

Gustav schüttelte den Kopf. Er verstand durchaus nicht, was Jener meinte.

„Die ganze Sache bedeutet nämlich für Sie ein glänzendes Geschäft, mein Lieber! Sie verdienen pro Kopf drei bis vier Mark Provision, je nachdem! Außerdem bekommen Sie Ihren Borarbeiterlohn, und im Herbst eine schöne Gratifikation, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit ausgeführt ist. Ich dächte, so etwas sollte man nicht ohne Weiteres von der Hand weisen. Also, wie steht's, sind wir einig?“

Der Händler hielt die Hand ausgestreckt. Gustav sah ihn verwundert an. Das kam Alles so Hals über Kopf! —

„Hier! lesen Sie sich mal das Ding hier durch! Das ist ein Borarbeiterkontrakt. Die Wirtschaft, für die Sie Leute zu engagiren haben würden, ist ein Borwerk. Vier bis fünf Männer und eine Mandel Mädchen etwa würden genügen. Lesen Sie sich das mal durch! Ich komme nachher wieder zu Ihnen. Dann wollen wir weiter sprechen. Wir werden handelseinig werden. — Sie sind ja ein heller Kopf! Das habe ich neulich in Halbenau gemerkt.“ Damit klopfte er Gustav auf die Schulter, blickte ihn verschmüht lächelnd von der Seite an, als wolle er sagen: „Wir verstehen uns!“ und ging dann zu Anderen.

Gustav blickte in das Papier, welches er ihm gelassen hatte. Darin stand, daß der Borarbeiter N. N. sich verpflichte, mit einer Anzahl kräftiger Männer und Mädchen auf das Gut X. zu kommen, um dort gewisse Arbeiten auszuführen. Es folgten die einzelnen Arbeiten und die Lohnbedingungen. Gustav las die lange Reihe von Paragraphen nicht durch. Sollte er sich mit dieser Sache auch nur von Ferne einlassen? Er und Leute anwerben im Auftrage eines Fremden, für ein Gut, das er garnicht einmal kannte, ja, noch schlimmer, für Verhältnisse, die ihm gänzlich neu waren!

Und wenn der Gewinn noch so hoch sein mochte, der dabei herausprang, mit solchen unsicheren Dingen wollte er sich nicht bemengen. Es war etwas in ihm, eine warnende Stimme — mit Worten hätte er dem garnicht Ausdruck geben können — ihm war es, als müsse dem Handel etwas Unrechtes zu Grunde liegen, und als begehe er eine Leichtfertigkeit, wenn er sich dazu hergebe.

Als der Agent zu ihm zurückkam, gab Gustav ihm den Kontrakt zurück, sagte, er habe sich überzeugt, daß das nichts für ihn sei, und wollte gehen.

Zittwitz faßte den jungen Mann am Armel, um sein Fortgehen zu verhindern. „Sie haben die Sache noch nicht richtig verstanden; daran liegt's, mein Guter! Setzen wir uns dorthin, ich werde Ihnen die Geschichte mal beim Glase Bier haarklein auseinandersetzen. Und wenn Sie dann nicht mit beiden Händen zugreifen, dann soll Sie und mich der Teufel frisstiren!“ Er führte Gustav in eine ruhige Ecke. Dort setzte er sich und bestellte zwei Glas Bier.

„Also, was wollen Sie! Was gefällt Ihnen nicht an dem Kontrakt?“ fragte der Agent in seiner eindringlichen Weise. Er hatte sich dicht vor Gustav hingesezt, dessen Aufmerksamkeit gewissermaßen durch seine Körpernähe erzwingend. „Was haben Sie auszufragen? Welche Punkte wünschen Sie anders?“

Gustav, welcher sich schämte, einzugestehen, daß er den Kontrakt garnicht durchgesehen hatte, gab als Entschuldigung an, daß er heirathen wolle.

„Das paßt ja ausgezeichnet!“ rief der Agent, „dann bringen wir die junge Frau mit!“ und als errathe er Gustav's nähere Verhältnisse: „Und auch die Kinder, wenn schon Familie da ist. Das läßt sich Alles einrichten, beim Aufseher heißt das! Bei dem gewöhnlichen Arbeiter, versteht sich, wird dergleichen nicht geduldet. — Sehen Sie, mein Lieber, Sie haben ja keine Ahnung, wie schön und angenehm Sie dort Alles vorfinden. Ein Haus ganz für sich, für Sie und die Arbeiter. Sie führen die Oberaufsicht. Kein Mensch hat Ihnen da was

'reinzureden in Ihren Kram. Natürlich auf Ordnung müssen Sie halten. Nun, das sind Sie ja vom Militär her gewöhnt. Ihre Frau versorgt den Herd, während die Mädel auf Arbeit gehen. Ist das nicht ein herrliches Leben? Kann man sich was Selbstständigeres, Freieres denken für einen unternehmenden, strebsamen jungen Mann wie Sie — he?"

Dabei klopfte er Gustav freundschaftlich auf die Schenkel. Der wandte ein, daß er die Arbeiten vielleicht garnicht verstehe, zu denen er die Leute anstellen solle.

"Verstehen Sie das Mähen?"

"Ja!"

"Verstehen Sie das Binden?"

"Ja!"

"Und das Segen?"

Abermals "ja!"

"Nun, und das Wischen Rüben verhasen, verziehen und roden ist ja ein Kinderpiel. Außerdem ist dort natürlich auch ein Inspektor, der Sie in dem Nothwendigsten unterweisen wird. Ihre Pflicht ist vor Allem, das Zusammenhalten und Beaufsichtigen der Leute; verstehen Sie! Sie sind gewissermaßen der Korporalschaftsführer."

Die Worte des Agenten verfehlten nicht einen gewissen Eindruck auf Gustav hervorzubringen. Was der da sagte, berührte sich mit seinen geheimsten Wünschen. Schon wußte er nicht mehr, was für Einwände er Jenem noch entgegenzusetzen sollte.

"Die Sache ist Ihnen noch fremd, mein Lieber!" fuhr der Agent fort. "Ich will Ihnen mal was im Vertrauen sagen! Diese Art des Arbeitskontraktes und der Arbeiteranwerbung überhaupt, das ist die moderne Wirtschaftsweise. So wird's in Amerika gemacht, auf den Plantagen und Farmen. Und in Zukunft wird's bei uns überall so werden. Das ist die moderne rationelle Wirtschaftsweise." — Der Mann schien besonders stolz auf diesen Ausdruck zu sein, denn er wiederholte ihn noch einige Male. — "Das ist überhaupt das einzige Nationale so! Beide Theile kommen dabei auf ihre Rechnung. Der Arbeitgeber macht sich seinen Anschlag, bestellt sich dann, was er braucht, an Arbeitskräften; der Agent besorgt ihm die Leute, so viel wie er braucht auf den Kopf. Und der Arbeiter — nun der fährt auch nicht schlechter dabei. Der bekommt seine Leistungen auf Heller und Pfennig in Baar ausbezahlt. Beide Theile wissen ganz genau, was sie voneinander zu fordern haben; dafür ist der Kontrakt da. Der Eine giebt das Geld, der Andere seine Kräfte. Das Geschäft ist klipp und klar, wie ein Recheneempel. Alles wird auf Geld zurückgeführt, gerade wie in Amerika! Ist das nicht viel praktischer und rationeller so? Früher, da bekam das Gesinde Geld überhaupt nicht zu sehen. Da gab's freie Wohnung und Verpflegung und höchstens noch Deputat. Das waren die sogenannten patriarchalischen Zustände. Unter uns gesagt, die reine Sklaverei! Jetzt giebt's das nicht mehr. Jetzt wird Alles nach amerikanischem Muster gemacht. Das nennt man das moderne Wirtschaftssystem, verstehen Sie! Aber, alles das sage Ihnen nur ganz im Vertrauen."

Dem jungen Mann brummte der Kopf von Dem, was er gehört hatte. Ihm wurde bange zu Ruthe diesem Menschen gegenüber, mit seiner aufdringlichen Beredsamkeit.

Zittrig hatte sich, nachdem er diesen Trumpf ausgespielt, erhoben. Er habe noch mit Jemandem zu sprechen, sagte er, wolle aber bald zurückkommen.

Gustav wartete nur, bis er den Agenten in eifrigem Gespräch mit ein paar jungen Leuten am anderen Ende des Saales vertieft sah, dann entfernte er sich so schnell wie möglich. Den Kontrakt des Agenten hatte er aber doch zu sich gesteckt. (Fortsetzung folgt.)

## Merkwürdige Automaten.

Von Fred Good.

Seit einiger Zeit durchwandert die Straßen der guten Stadt Tonawanda in Nordamerika ein Sandwichmann von imponirender Erscheinung, der einen großen, buntbemalten Kellamekasten hinter sich herzieht. Diese an und für sich

sehr harmlose Beschäftigung wäre wenig geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, handelte es sich nicht um ein Geschöpf ganz eigener Art. Sie werden diesem Manne Ihre Hochachtung nicht versagen können, wenn ich Ihnen mittheile, daß er der Stammvater eines großen kommenden Geschlechtes ist, daß Sie in ihm den ersten — elektrischen Menschen verkörpert sehen. Allerdings hat er kein Hirn im Kopf, es fließt kein Blut durch seine Adern, nur der elektrische Strom ist es, der ihm Leben und Kraft verleiht — vorausgesetzt, daß die Akkumulatoren auf dem Kellamekasten hinter ihm „geladen“ sind. Dieses etwas merkwürdige Exemplar eines Menschen ist im Hause Gillie Goddard & Co. in Tonawanda stumm zur Welt gekommen, doch handelt es sich weder um ein erbliches, noch um ein unheilbares Uebel. Man wird dem Manne eine phonographische Stimme einsetzen, damit er die Willen und Wirturen, die hinter ihm auf den Affischen verzeichnet sind, auch mit lauter Stimme anzupreisen vermag, wie sich das für einen echten und rechten Sandwichmann gehört. Andere meinen, er werde sich auch automatische Verbrauchsapparate beilegen und dann einen schwunghaften Handel mit Wachskerzen, Zigarren, Parfüm, Bonbonschachteln und anderen umentbehrlichen Gegenständen eröffnen. Einweilen steht noch in Frage, ob ihm die stets wachsende Konkurrenz kein Bein stellen wird. Allerdings, meine ich, wäre es rathsam, den elektrischen Mann hübsch in Ruhe zu lassen, denn unter Umständen könnte ein gegen ihn gerichtetes Attentat für die Attentäter selbst übel ablaufen. Philipp Perew, der geistige Urheber dieses Menschen, ist zweifellos ein sehr genialer Kopf, und so darf man annehmen, daß er sein Werk nicht dem Muthwillen des ersten besten Gassenjungen anssehen wird, ohne ihm die Waffen zu seiner Vertheidigung in die Hand zu geben.

Dieser brave Sandwichmann erinnert uns an eine große Zahl ähnlicher automatischer Kunstwerke früherer Zeit, deren treibende Kraft allerdings nicht die Elektrizität, sondern ein sinnreiches Uhrwerk, bisweilen auch die Dampfkraft bildete. Ueber die Einrichtung vieler Automaten vermochte man allerdings nichts Genaueres in Erfahrung zu bringen, da die Erfinder derselben — meist sehr geschäftskundige Herren — ihr Geheimniß wohl zu wahren wußten. Sie reisten in aller Welt umher, stellten ihre Puppen aus und füllten sich die Taschen mit dem Gelde des schaulustigen Publikums.

Es scheint, daß schon die Alten mit der Herstellung derartiger Kunstwerke vertraut waren, denn viele ihrer Sagen verrathen eine auffallende Kenntniß dieser Materie. Ich erinnere nur an jenen eisernen Wächter von Kreta, Namens Talos, welcher der Sage nach dreimal täglich mit riesiger Schnelligkeit die Insel umkreiste und Jeden, der an die Küste verschlagen wurde, in seine Arme nahm und mit ihm in's Feuer sprang. Als die wohlbewaffneten Argonauten auf ihrer Fahrt nach dem goldenen Vließ nach Kreta kamen, empfing sie dieser Talos mit Steinwürfen, so daß sie nicht zu landen vermochten. Nun schoß Poias, der Vater des Philoktet, auf den Rath Medea's, einen Pfeil nach dem Fuße des Talos, worauf das Blut sofort wie geschmolzenes Blei hervorquoll, und der eiserne Riese zu Boden stürzte. Einige Mythologen, die der Sache näher auf den Grund gehen, setzen hinzu, die Riesengestalt sei an einer Zehe mit einem eisernen Pflock versehen gewesen, welcher eine vom Kopf nach den Füßen verlaufende und mit Quecksilber gefüllte Hauptader abschloß. Die Geschichte und die Mythen des Alterthums berichten aber noch von vielen anderen höchst merkwürdigen mechanischen Kunstwerken, von denen ich nur die hölzerne Taube des Archytas von Tarent, die Schnecke des Demetrios Phalerensis und den Android des Ptolemäos Philadelphos erwähnen will.

Es darf uns nicht wundern, daß auch im Mittelalter die größten Künstler und gelehrtesten Köpfe viele Jahre ihres Lebens auf die Herstellung sinnreich durchdachter aber zum Theil doch höchst lächerlicher automatischer Figuren verwandten. Es war nur folgerichtig, daß man in einer Zeit, in der man das Perpetuum mobile zu erfinden und den Stein der Weisen zu entdecken strebte, auch künstliche Lebe-

wesen aus Kraft und Stoff glaubte erschaffen zu können. Denn dies war thatsächlich das Ziel der größten Gelehrten jener Zeit, und wir würden den Geist dieser bedeutamen Kulturepoche mißverstehen, wollten wir annehmen, jene Männer des Mittelalters wären nur bemüht gewesen, irgend ein heiteres Spielzeug zur Belustigung der Menge zu Stande zu bringen. Natürlich blieb das Resultat ihrer langjährigen Studien weit hinter ihren Wünschen zurück und spottete der darauf verwandten Mühen. Nicht weniger als dreißig Jahre war Albertus Magnus damit beschäftigt, ein menschenähnliches Wesen zu schaffen; und schließlich brachte er einen „Android“ zu Stande, der nichts Besseres zu thun wußte, als den Fremden die Thür zu öffnen und sie zu begrüßen. Sehr menschenähnlich scheint aber dieses Geschöpf nicht gewesen zu sein, denn es wird erzählt, daß Thomas von Aquino, bei seinem Aublick auf's Höchste bestürzt, den Automaten mit einem einzigen Schläge zertrümmert habe. Des Weiteren werden die lebenden Figuren des Roger Bacon (1214—94) und des Regiomontanus (1436—76) gerühmt. Als Kunstwerke des Regiomontanus werden eine eiserne Fliege, welche sich ganz natürlich zu bewegen vermochte, sowie ein Adler besonders hervorgehoben, welcher dem Kaiser Maximilian I. bei seinem Einzug in Nürnberg entgegenflog und ihn mit Flügelschlägen und Kopfnicken begrüßte.

Die Freude an derartigen scheinbar aus eigener Kraft belebten Kunstwerken war eine so große, daß sich viele Fürsten besondere Gallerien solcher Merkwürdigkeiten anlegten. Der Mechanismus war meist derartig beschaffen, daß er unwillkürlich durch den Besucher der Gallerie selbst in Bewegung gesetzt wurde. Einen besonders derben Humor bekundete in dieser Hinsicht Philipp der Gute, der sich auf seinem Schlosse Hessedip in Flandern eine Gallerie einrichten ließ, in der dem Besucher aus allen Ecken und Winkeln geharnischte Ritter und wilde Thiere entgegentraten, deren Mechanismus durch bewegliche Fußplatten oder beim Oeffnen der Thüren ausgelöst wurde. Die Fremden wurden mit einer Staub- oder Rauchwolke überschüttet, in eine Fallgrube getrieben, mit Wasser bespritzt, oder es wurden sonst irgend welche Scherze inszenirt, die wenig geeignet waren, den Besucher in eine rosige Laune zu versetzen.

Die Erfindung der Taschenuhren um 1500 gab zu einer weiteren Bervollkommnung der Automaten, für welche der Mechanismus wie geschaffen war, Veranlassung. Häufig brachte man auch das Uhrwerk selbst in engere Verbindung mit den beweglichen Figuren, wie zum Beispiel bei der in den Jahren 1547 bis 1580 verfertigten berühmten Straßburger Münsteruhr, die mit vielen automatischen Kunstwerken ausgestattet ist, unter denen besonders ein auf dem Nebenthurm sitzender Hahn, der durch Flügelschlag und Krähen die Mittagszeit verkündet, sich noch jetzt der lebhaftesten Bewunderung erfreut. Ähnliche Uhren giebt es in Nürnberg, Lübeck, Prag, Olmütz und vielen anderen Städten; auch möchte ich den Stukel unserer Schwarzwälder Uhren an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen.

Im sechzehnten Jahrhundert hatten die Automaten bereits eine große Vollkommenheit erreicht; doch wird man als Glanzepoche für dieselben das achtzehnte Jahrhundert bezeichnen müssen. Eine große Berühmtheit erlangten unter anderen die Figuren A. von Baucanson's aus Grenoble, die zuerst im Jahre 1738 in Paris ausgestellt wurden. Es waren dies ein Flötenspieler, ein Klarinettenbläser und eine höchst wunderbare Ente, welche sich ganz natürlich bewegte, schwamm, fraß und sogar die Nahrung verdauete. Baucanson wurde aber später durch die Schweizer Jaquet Droz und Sohn aus Chaux de Fonds übertrumpft, welche unter dem Namen „Anderiten“ einen schreibenden und einen zeichnenden Knaben, sowie ein klavierspielendes Mädchen vorführten und mit diesen aller Orten die lebhafteste Bewunderung fanden. Der klavierspielende Automat, welcher ein Mädchen von etwa zwölf Jahren vorstellte, ließ nicht allein völlig naturgetreu die Finger über die Tasten des Instruments gleiten, sondern folgte auch mit den Blicken abwechselnd den Noten oder der Bewegung der Finger, während er sehr korrekt seine

Piöcen zu Ende spielte. Ebenso naturgetreu arbeiteten die schreibenden und zeichnenden Automaten, zwei Knaben im Alter von etwa vier Jahren.

Ein völlig ungerechtfertigtes Aufsehen erregte ein im Jahre 1769 auftauchender Automat, Kempelen's Schachspieler, welcher allerdings dem Publikum schon deshalb imponierte, weil er die gewiegtesten Gegner matt setzte. Das hätte aber gerade die Schaulustigen stutzig machen sollen, denn daß auch der vollkommenste Automat nicht geistig arbeiten kann, hätte auch der Ungeschulteste begreifen müssen. Ein automatischer Schachspieler hätte sehr wohl mit einer zweiten zweckmäßig eingerichteten Figur oder auch mit einem zuvor instruierten Menschen genau festgesetzte Partien spielen, in einem völlig harmlosen Besucher aber nie den geeigneten Partner finden können. Es stellte sich denn auch sehr bald heraus, daß im Innern der Figur ein kleiner Mann saß, der allerdings ein ganz vorzüglicher Schachspieler war. Sobald dem Publikum das Innere des Automaten gezeigt wurde, rückte er schnell von einem Winkel der Figur in den anderen und entzog sich so stets den Blicken der Neugierigen. Ganz ebenso bestellt war es mit einem zweiten Schachspieler, der später unter dem Namen Azeb gezeigt wurde, aber bei ernsthaften Menschen von vornherein keinen Glauben fand.

Diese ganze Affaire erinnert an einen ähnlichen, von Guillaume de Aubruquis, welchen der heilige Ludwig im Jahre 1253 mit irgend einer Mission nach der Tatarei an den Hof des Khans entsandte, berichteten Vorgang. Aubruquis sah dort einen aus 1500 Pfund Silber gefertigten Tafelaufsatz, der mit sehr kunstreich ausgeführten, die verschiedensten Getränke auspeisenden Thieren geschmückt war. Diesen Aufsatz sollte ursprünglich ein blasender Engel krönen, um bei der Tafel die Gäste des Khans durch fröhliche Melodien zu überraschen. Das war sehr schön durchdacht, doch fehlten dem Künstler die technischen Mittel, diese Hauptaufgabe zu vollbringen. So mußte man sich denn mit dem stummen Engel begnügen und im Inneren des sehr umfangreichen Tafelaufsatzes einen Trompetenbläser einquartieren, der, sobald die Figur das Instrument an den Mund nahm, seine muntere Weisen erklingen ließ.

In unserer Zeit, in der die automatischen Musikinstrumente bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wurden, ist nun vortrefflich gelungen, was dem mittelalterlichen Künstler unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Im Jahre 1807 fertigte Kaufmann in Dresden und später auch Mägl in Wien automatische Trompetenbläser, welche überall die lebhafteste Bewunderung fanden.

Im Grunde verdienen alle diese mehr oder minder funktreich konstruierten Puppen aber keineswegs eine so große Bewunderung, als man ihnen im Allgemeinen zu zollen pflegt. Ihre Mechanik ist bei genauerem Zusehen doch recht simpel und lediglich darauf berechnet, der naiven Menge zu gefallen, ohne irgend welche verdienstvolle Thätigkeit entfalten zu können. Was sind alle diese Automaten, von denen ich nur einige der berühmtesten hier erwähnt habe, im Vergleich zu unseren gebräuchlichsten industriellen Maschinen, welche die mannigfachsten Handelsartikel, selbst kunstreiche Gewebe und Stickerien in kürzester Zeit fertig stellen, wenn ihnen nur das erforderliche Material zugeführt wird. Selbst unsere harmlosen Verkaufsautomaten, die sogenannten Selbstkassierer, welche gegen Einwurf eines Geldstückes gewisse Gegenstände verabfolgen und so beim Umsatz von Massenartikeln den Verkäufer vollständig ersetzen, verdienen weit eher unsere Bewunderung, als solch ein automatischer Trompeten- und Flötenbläser, der, sobald er sein Repertoire heruntergespielt hat, am Ende seiner Weisheit ist. Wenn heute unsere Mechaniker Automaten bauen, so haben sie meist sehr praktische Zwecke im Auge, wie dies auch der Sandwichmann des Herrn Perew beweist. Es ist dies der erste wohlgelungene Versuch, figürliche Automaten zu einer praktischen Thätigkeit heranzuziehen, und es ist wahrscheinlich, daß man, in Rücksicht auf das große Interesse des Publikums an dergleichen Figuren, auf diesem Wege fortfahren wird.

## Im fernen Westen.

Nach eigener Anschauung erzählt von Julius Schwarten.

Ort, wo die mächtigen Nebenströme des Missouri und Mississippi von den Rocky-Mountains her durch unabsehbare Prärien fließen, wo weiter südlich der Rio Colorado und der Rio Grande mit ihren langen, aber meist unschiffbaren Wasserläufen sich durch unzugängliche, schaurig tiefe Canons zwingen, wo der einsame Ranchero mit seinen Baguiros oder Cowboys Hunderte von halbwildem Pferden oder Mähren oder Tausende von Schafen auf ungemessenen Steppenflächen weidet und züchtet, da verlieren sich die Spuren der östlichen Kultur, da ist der „wilde Westen“.

Hier, an der Grenze der Wildniß, sind die Lebensbedingungen einfach und beschränkt. Die Leidenschaften und Begierden jener harten Jäger der Berge und jener ungestümen rauhen Reiter sind einseitiger, aber stärker, als die Gefühle und Wünsche derjenigen Menschen, die in geordneten und verfeinerten Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft wohnen. Sobald Gemeinschaften sich hier fest und geschlossen ansiedeln, gewinnt des Amerikaners Gefühl für Recht und Gesetz die Oberhand; aber in den vorhergehenden Stadien ist jedes Individuum gezwungen, sich selber Gesetz zu sein und sein Recht — ob nun vermeintliches oder tatsächliches — mit starker Hand zu schützen. Natürlich sind die Uebergänge von der Ungebundenheit zur Sechhaftigkeit, von fast zügelloser Freiheit bis zur willigen Unterordnung unter die Satzungen und Forderungen der neuen Gemeinschaft nicht mit einem Schlage fertig und widerspruchlos vollzogen; denn diese Naturmenschen mit ihrer stark ausgeprägten Eigenart können ihre Beziehungen zum Gesetze nicht so schnell mit solcher Genauigkeit regeln, verstehen nicht gleich, sich in die Interessen der Gesamtheit so willig einzufügen. Die etwa über Nacht zu ihnen gedrungene Kultur betrachten sie unwillkürlich als Vernichterin ihrer freien Existenz, ihres ihnen liebgewordenen Lebens und stellen sich ihr oft drohend und schroff entgegen. Daneben halten sie an gewissen rauhen Tugenden fest, und an Charakterstärke kommt ihnen ein Sohn der verweichlichenden, überall bedormundenden Zivilisation selten gleich.

Mancher jener Desperados, jener man-killer (Menschenmörder), train-stoppers und road-agents (Eisenbahn- und Straßenräuber) hat seine guten Charakterseiten. Oft sind es Leute, die in der Zivilisation unter gewissen Bedingungen gutes Werk thun oder gethan haben, die aber, wenn solche Bedingungen nicht mehr vorhanden sind, sich von Umständen umdrängt finden, die ihre schlechten Eigenschaften herausfordern und ihre besseren unterdrücken. Wenn jene angedeuteten Uebergänge sich nicht so plötzlich vollzogen, sondern sich etwa über ein Menschenalter oder ein Jahrhundert hinaus erstrecken, dann möchten jene Desperados und ihre Nachkommen sich den allmählig wechselnden Verhältnissen auch sehr wohl anpassen. Aber im fernen Westen geht jener Uebergang mit einer wunderbaren Schnelligkeit vor sich.

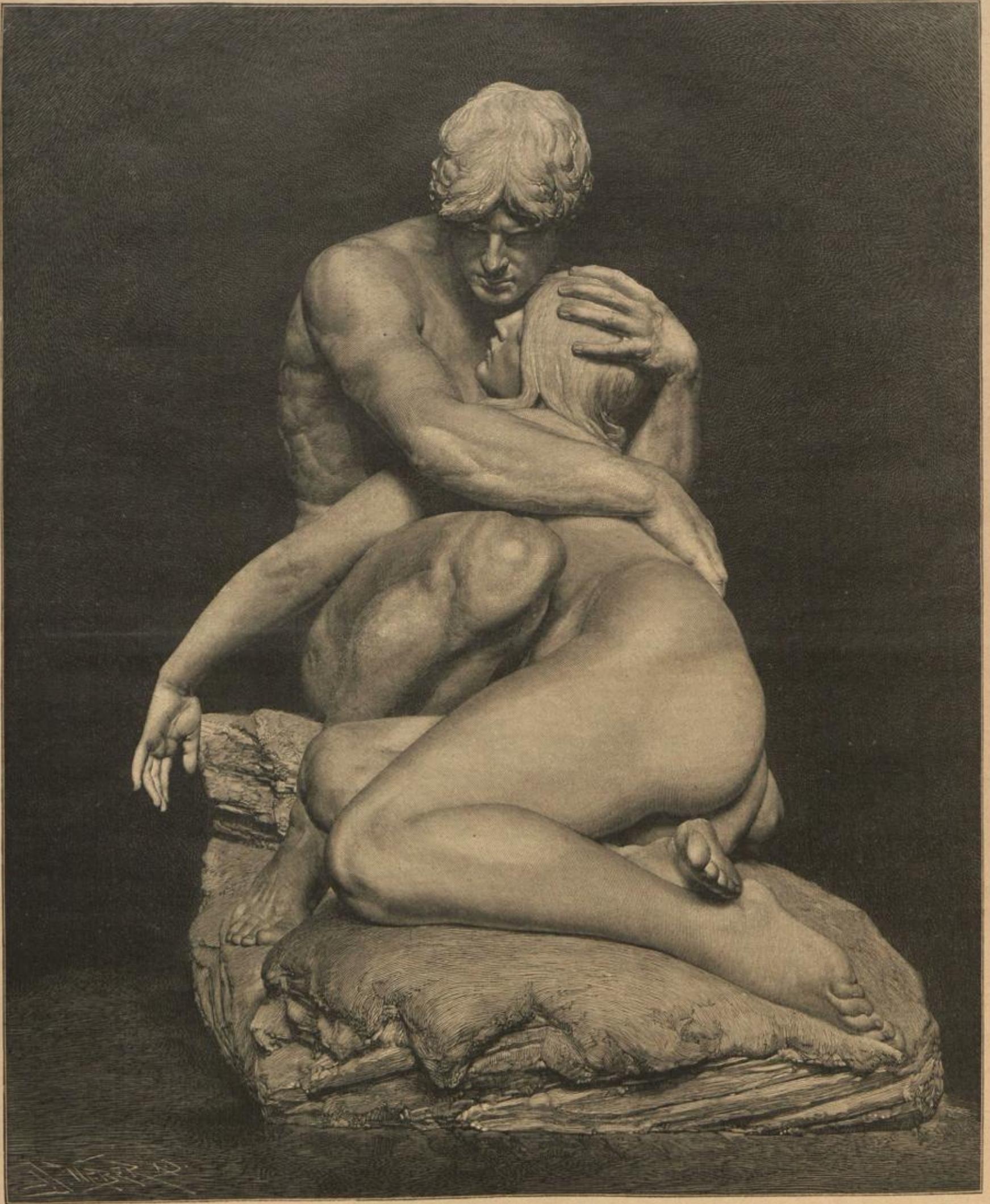
Innerhalb weniger Wochen entsteht an einer günstig gelegenen Flußbiegung, an einem aufgetheilten Indianerterritorium oder einem neu entdeckten Goldfelde eine Stadt, genau nach Straßen und Blocks abgetheilt, mit Verwaltungs- und Gerichtsbehörden, mit Eisenbahn- und Beleuchtungsanlagen, überhaupt allen Erfordernissen eines modernen Gemeinwesens oberflächlich versehen, nach der einen Seite hin durch den bald fertigen Bahndamm mit der Kultur verbunden, nach etwa drei Seiten hin von fast jungfräulicher Prärie und den an ihrem Horizont sich entlang ziehenden Gebirgen und tiefen Waldungen umgeben. Diese Gebiete gehören aber zu dem neuen County mit seiner eben fertig gewordenen Stadt und sind ihrer — wir möchten sagen — Jurisdiktion unterstellt. Reicht letztere nun auch nominell meilenweit in die Wildniß hinein, so ist das doch tatsächlich nicht der Fall, denn der Einfluß der Behörden ist viel zu schwach und ihr Arm viel zu kurz, um hier wirklich richten und schlichten zu können. Dieser Umstand, sowie der,

daß es mancher Natur nicht gegeben ist, sich der neuen Ordnung so schnell anzubequemen, verursachen jene Gewaltthätigkeiten, jene ungestüme Selbsthilfe und jene blutigen Konflikte, an denen der „wilde Westen“ so reich ist, deren Urheber allerdings über kurz oder lang doch ein plötzliches Ende nimmt, sei es durch das Gesetz, sei es durch Einzelrache oder Lynchjustiz.

Die meisten der Grenzbewohner, mit denen mich der Zufall auf längere oder kürzere Zeit zusammenführte, waren durchweg „good fellows“ — hart arbeitend, entschlossen und verlässlich. Zuweilen allerdings wurden sie durch den Drang der Zustände oder die Ungunst des Augenblicks zu Thaten veranlaßt, die den Bewohner der Stadt und der älteren Ansiedelung nicht wenig überraschen möchten. Manches wird ihnen freilich nachgesehen, und sie selber zeigen eine recht weit gehende Toleranz gegeneinander; dennoch giebt es gewisse Uebelthaten, die auch unter ihnen verpönt sind: wie Gewalt und Willkür gegen Frauen, Veranbarung eines Freundes, feiger, hinterlistiger Mord und dergleichen Verbrechen, die schwerlich von ihnen vergessen und vergeben werden. Aber die Thatfache etwa, daß Jemand, als die Gegend noch eine Wildniß war, „had gone to the road“, d. h. ein highwayman, vulgo Straßenräuber, oder das Haupt einer Anzahl Desperados gewesen war, wog in der „öffentlichen Meinung“ selten schwer gegen ihn; dergleichen wurde zwar als ein bedauerenswerther, aber nicht gerade entehrender Zug seiner Vergangenheit betrachtet. Er wurde von seinen Nachbarn mit derselben Toleranz beurtheilt, wie etwa in unseren südlichen Gebirgsgegenden der im gesellschaftlichen Zusammenleben sonst ehrenhafte oder doch wieder „ehrlich“ gewordene Schmuggler oder Wilderer. Selbstverständlich hat die Vergangenheit jener Art Leute meist ihre eigene Geschichte, und wenn ihnen diese ohne Weiteres von Hinz oder Kunz abgefragt würde, möchten sie die Erzählung derselben wohl verweigern oder unwahr wiedergeben; doch wenn sie gelernt haben, einen Mann als Freund oder Gefährten zu betrachten, pflegen sie vielfach Thatfachen ihres Lebens mit vollkommener Offenheit zu erzählen. Und da sie das mit einem gewissen, meist unbeabsichtigten Humor thun und jeglichen Anschein, als sei da etwas besonders merkwürdig in ihren Mittheilungen, stets vermeiden, so sind diese immer unterhaltend.

Einst im Frühjahr — es mag jetzt acht Jahre her sein — ritten wir zur Ausmessung eines gewissen Landkomplexes nach einem etwa dreißig Meilen entfernten Hügelgelände im Gebiete des Gilaflusses.

Vorher wollte ich noch einen mir bekannten, seitwärts gelegenen Rancho (Viehhaltung) aufsuchen. Unterwegs wurde ich von einem fürchtbaren Unwetter überrascht, erreichte aber doch glücklich mein Ziel. In dem aus festen Grassoden und Balken aufgerichteten, mit Schindeln überdachten und mit einem Lehmbooden versehenen Gasträum traf ich zwei Bekannte: einen arizonensischen Viehzüchter und den Sohn eines benachbarten Ranchero, Beide selber Gäste. Sie hießen mich in ihrer knappen, aber herzlichen Weise willkommen; ich machte es mir vor dem prasselnden Scheitfeuer bequem und wärmte mich schnell, daß die Kleider dampften. Ein gutes Abendessen, bestehend aus Brot, eigenhüchlich, aber trefflich zubereiteten Bohnen (im Spanischen „frijoles“ genannt), Hammelfleisch mit süßem Thee, ließ mich bald das ausgestandene Ungemach vergessen. Meine beiden Gefährten wurden sehr gefellig und erzählten einander, über ihre Kurzpfeifen hinweg, mancherlei Dinge. An der einen Seite unseres gastlichen Raumes waren zwei übereinander liegende, ziemlich breite Stojen angebracht. Ich kletterte in die obere und überließ die untere meinen beiden Gefährten. Diese aber saßen vorerst noch auf einer Bank und plauderten über Vorkommnisse, die sich während des Winters in ihrem eigenen Leben oder doch in ihrem Interessenbereich zugetragen hatten. Dabei erkundigte sich der Eine, was aus einem gewissen Pferd — einem auch mir bekannten Rastthier — geworden sei. Diese Frage rief in dem Anderen die Erinnerung an ein ihm widerfahrenes Unrecht wach, das noch nicht ganz verwunden schien, und er begann:



Adam und Eva. Von Peter Breuer.

„Das war grad' das Pferd, das gestohlen wurde. Ich hatte ihn (ich erzähle in der Sprechweise des Mannes weiter) derzeit eingeritten und er hielt sich ziemlich leutsam. Ich ließ ihn dann in der Herde vorläufig wieder frei laufen, — da bei dem Cotton-

wood-Manch, wißt Ihr. Als ich gelegentlich einmal wieder nachsah, war grad' Niemand im Manch, und den Hengst konnt' ich auch nicht finden. Der Schafhüter, der einige Stunden weiter westwärts lebt, da beim Gilly-Manch, erzählte mir, daß er vor zwei

Tagen einen Kerl in Wolfsleber gesehen, der einen hell gefleckten Schwarzhengst geritten habe. Ich wußte, das war der meine, und jagte umher, bis ich seine Spur traf; ich folgte dieser bis zu den Mound-Hills, da am Lony Cannon. Als ich dort ankam,

erzählte mir ein Ranchero, er habe den Mann gesehen, wie er auf Leetown zuhielt, und, sicher genug, als ich Leetown berührte, fand ich heraus, daß er in einem Dobis-Haus\* wohne, grad' außerhalb der Stadt. Da waren zwei Hotels, und ich geh in das erste hinein und sage: „Wo ist der Friedensrichter?“ sage ich zu dem Ausfchener.

„Da ist kein Friedensrichter,“ sagt er, „der Friedensrichter wurde erschossen.“

„Gut, wo ist denn der Constable?“ sage ich.

„Nun, es war grad' er, der den Friedensrichter getödtet,“ sagte er; „er ist jetzt mit einem Bündel Pferde irgendwo hier in der Gegend unterwegs.“

„Gut, ist denn da in der Stadt nicht irgend ein Beamter vom Gesetz noch übrig?“ frage ich.

„O, allerdings, selbstverständlich!“ sagt er, „da ist noch ein bestätigter Richter; er mag jetzt wohl eben hinter der Bar (Schänke- und Auslagetisch) stehen, da weiter unten im Goodhope-Hotel.“

So bog ich denn hinunter nach dem Goodhope-Hotel und ging da hinein.

„Morgen,“ sage ich.

„Morgen,“ sagt er.

„Ihr seid der Richter?“ sage ich.

„Das ist's, was ich bin,“ sagt er. „Was habt Ihr denn?“ fragt er.

„Ich will mein Recht,“ sage ich.

„Was für'n Art Recht ist es denn, das Ihr wollt?“ sagt er; „um was handelt es sich?“

„Es ist wegen Pferdediebstahl,“ sage ich.

„Dann sollt Ihr es auch bekommen,“ sagt er.

„Wer stahl das Pferd?“

„Es ist ein Mann, der in einem Lehnhaufe wohnt, hier gerade außerhalb der Stadt,“ sage ich.

„Gut, und von woher kommt Ihr selbst denn?“ sagt er.

„Von Little-Junta,“ sage ich.

Damit verging ihm aber doch wohl die Lust an der ganzen Sache; er schüttelte den Kopf und sagte:

„Da wird keine Jury von Leetown einen Mann von Leetown hängen, weil er einem Mann von Little-Junta ein Pferd gestohlen hat,“ sagt er.

„Und was habe ich denn zu thun wegen meines Pferdes?“ sage ich.

„Thun?“ sagt er. „Nun, Ihr wißt, wo der Mann wohnt, nicht wahr?“ sagt er. „Dann setzt Euch bei seinem Hause nieder und erschießt ihn, wenn er heimkommt,“ sagt er, „und macht weg mit dem Pferd.“\*\*

„Nun gut,“ sage ich, „das ist's, was ich thun will“, und ging weg nach dem Hause hin und legte mich hinter einem Haufen Hartgras nieder, um auf den Dieb zu warten. Er war nicht zu Hause, aber ich konnte seine Frau sehen, die sich im Hause manchmal hin und her bewegte. Ich wartete und wartete, und es wurde dunkler, und ich sagte da bald zu mir selbst: „Nun liegt Du hier, um den Mann zu erschließen, wenn er heimkommt, und es wird dunkel, und Du kennst ihn nicht, und wenn Du wirklich auf den nächsten Mann anlegst, der da in's Haus geht, könnt' es ja vielleicht der rechte Mann überhaupt nicht sein, sondern ein vollkommen unschuldiger Mann, der mal zufällig was zu thun hat in dem Hause.“ — So stand ich denn auf und fattelte den Schwarzhengst und machte mich wieder mit ihm nach Hause, schloß der Erzähler, und zwar mit der Miene eines Mannes, der mit Recht ein wenig stolz sein konnte auf seine Selbstbeherrschung. —

Einer unserer näheren Bekannten in den Bergen war ein Mann, der eine eigene Art hatte, sich zwischen gewissen moralischen Konflikten und konventionellen Verbindlichkeiten ziemlich leichtfertig hindurchzuwinden, daneben war er aber ein Mann von bewundernswertem Scharfsinn, großem Muth und kühnem

\* Von adobis: große, an der Sonne getrocknete Lehmziegel.

\*\* Ein derartiger richterlicher Ausspruch sanktionirt für den betreffenden Fall die Selbsthülfe und enthebt den Thäter jeglicher Verantwortlichkeit.

Entschluß. Ueberdies besah er etwas, das wenigen Menschen eigen ist, die Gabe nämlich, die Wahrheit zu erzählen. Er sah die Dinge, wie sie waren, und berichtete sie ebenso genau; er sagte nie eine Unwahrheit, wenn ihn nicht ein ganz gewichtiger Grund dazu veranlaßte. Er hatte keine Vorurtheile, sondern sah auf seine Mitmenschen mit einer gewissen Nachsicht. Freilich fand er auch nichts darin, daß er selber dann und wann den road-agent oder dergleichen aemacht hatte. Zu der Zeit, als ich ihn kennen lernte, lag das allerdings längst hinter ihm; er war nunmehr ein Mann mit etwas Wohlstand und hatte jetzt selber ein Interesse an der Aufrechterhaltung bestehender Ordnungen. Er sprach nicht viel von seiner vergangenen Laufbahn, und wenn er's that, berichtete er ihre Zufälligkeiten vollkommen natürlich und einfach als Thatsache, ohne irgendwelche Bezugnahme auf ihren ethischen Werth oder Unwerth.

Eines Tages waren wir auf einem kurzen Jagd-gang und badeten uns gegen Abend in einem kleinen See. Ich bemerkte, daß er an einem Fuß eine Narbe hatte und fragte ihn, wie er zu derselben gekommen. Einen gleichgültigen Blick auf dieselbe werfend, erwiderte er leichtsin: „O, das da! Nun, ein Mann schoß nach mir, um mich mal tanzen zu machen, das ist Alles.“

Ich konnte meine Neugierde nicht ganz verhehlen, und er fuhr fort:

„Nun, das ist der Hergang. Als ich da weiter unten in Neu-Mexiko einen „Saloon“ hielt, war da ein Mann, der hieß Jim Turner, und auf den war eine Belohnung von zweitausend Dollar gesetzt.“

„Auf ihn gesetzt vom Staat?“ unterbrach ich ihn.

„Nein, von seiner Frau,“ sagte mein Gefährte, „und war dieser —“

„Halt mal an,“ unterbrach ich wieder, „auf ihn gesetzt von seiner Frau, sagtet Ihr?“

„Ja, von seiner Frau. Beide hatten in einer Goldmine bei S. Diego (Kalifornien) herum Bank gehalten, seht Ihr; sie stritten sich aber um den Gewinn und er hielt es daher gleich für vortheilhafter, mit dem Gold allein abzureisen, und daher setzte sie eben eine Belohnung auf ihn, und so kam —“

„Entschuldigt,“ sagte ich, „aber meint Ihr damit, daß dieser Preis öffentlich ausgesetzt war?“

Mit einer leichten Erregung darüber, immer unterbrochen zu werden, erwiderte er: „O nein, nicht öffentlich. Sie hatte es nur eben erwähnt gegen sechs oder sieben intimere Freunde.“

„Dann erzählt mir weiter,“ antwortete ich, ein wenig überrascht durch die recht einfache Weise, wie man in Neu-Mexiko eheliche Zwistigkeiten zuweilen erledigt, und er berichtete weiter:

„Nun, zwei Männer kamen eines Tages angeritten, um meine Büchsen zu leihen. Es war Colt's System. Sie waren neu angekommen damals und die einzigen in der Stadt. Die Beiden kamen zu mir, und ‚Fletcher‘, sagen sie, ‚wir möchten Büchsen leihen; wir wollen Jim Turner tödten.‘ ‚Halt mal eben an,‘ sage ich, ‚die Büchsen da will ich Euch schon leihen, aber ich brauche nicht zu wissen, was Ihr damit thun wollt, wirklich nicht; aber natürlich, Ihr könnt die beiden da haben.‘ Hier hellte sich meines Begleiters Gesicht auf und er fuhr fort: „Nun, Ihr mögt's glauben, daß ich am nächsten Tage nicht wenig erstaunte, als Jim Turner dahergeritten kam, und ‚Fletcher‘, sagte er, ‚hier sind Deine Gewehre.‘ Er hatte jene beiden Männer erschossen. ‚Aber Jim‘, sage ich, ‚wenn ich gewußt hätte, daß sie Euch nachstellten, würde ich ihnen die Büchsen auf keinen Fall gegeben haben,‘ sage ich. Das stimmte nun nicht genau, denn ich wußte es, hatte aber doch keine Ursache, ihm das zu erzählen.“

Ich murmelte eine beifällige Bemerkung über die bewiesene Vorsicht, und Fletcher's Augen glänzten, als ob die Erinnerung Licht und Wärme in ihm erweckte.

„Also man führte Turner vor den Friedensrichter. Dieser war ein Türke.“

„Aber was meint Ihr damit, Fletcher?“ unterbrach ich ihn wieder.

„Nun, er kam irgendwo aus der Türkei her,“ sagte Fletcher.

Ich war starr und wunderte mich, welcher Zufall wohl irgend einen Auswurf von der Mittelland-Seeküste her durch Neu-Mexiko verschlagen haben könnte, damit Letzterer hier Friedensrichter werde. Fletcher lachte und erzählte weiter!

„Der Turner, der war ein pugiger Bursche. Der Türke hatte ihn verhaftet, aber Turner stand auf und schlug ihn nieder und zwang den Türken, ihn fortgehen zu lassen. Nebenbei wurde der Letztere ängstlich und glaubte, Turner würde sich noch weiter rächen wollen. So kam er denn zu mir und bot mir zwanzig Dollar den Tag, um ihn zu beschützen. Ich ging dann zu Turner, und ‚Turner‘, sage ich, ‚der Türke hat mir zwanzig Dollar geboten, damit er sicher vor Euch sein möge. Nun möchte ich nicht gerade erschossen werden für zwanzig Dollar den Tag, und wenn Ihr ihn tödten wollt, so sagt's nur grad' heraus; aber wenn Ihr dem Türken nichts thun wollt, so ist auch gar kein Grund vorhanden, daß ich den Verdienst fahren lassen sollte.‘ Und Turner sagte: ‚Den Türken will ich nicht anrühren, geht nur stracks hin und beschützt ihn.‘“

So „beschützte“ Fletcher denn den Friedensrichter vor der eingebildeten Gefahr. Das ging so eine Woche hindurch gut, und die „zwanzig Dollar den Tag“ wurden auch bezahlt. Da ging er, Fletcher, eines Tages aus und begegnete Turner.

Fletcher fuhr fort: „In dem Augenblick, als ich ihn gewahrte, sah ich auch, daß er keinen guten Tag und Böses im Sinn hatte, und er schoß nach meinen Füßen. Ich hatte kein Gewehr und mußte eben Stand halten, bis etwas Anderes seine Aufmerksamkeit ablenkte. Dann ging ich nach Hause, um mein Gewehr zu holen, denn ich wollte mich rächen, doch wollte ich es vollkommen gesetzmäßig thun und ging zum Mayor (Bürgermeister) — er spielte gerade eine Partie Karten mit einem der Richter — und sage zu ihm: ‚Mr. Mayor,‘ sage ich, — ‚ich will dem Turner mal Recht und Anstand lehren.‘ Und der Mayor stand von seinem Stuhl auf, nahm mich bei der Hand und sagte: ‚Mr. Fletcher, wenn Ihr's thut, will ich zu Euch stehen.‘ Und der Richter, der sagte: ‚Ich will Euch den Bon (Sicherheitschein) ausstellen.‘“

Ernuthigt durch die Zustimmung der behördlichen Vertreter ging Mr. Fletcher ab und auf die Suche. Mittlerweile hatte der gemeingefährliche Turner aber schon einen anderen angesehenen Bürger bedroht, und man hatte ihn bereits im Gefängniß. Die Fremde für Recht und Ordnung, die hinsichtlich der Andauer ihres Gefühls und Eifers für Gerechtigkeit wohl ein wenig Mißtrauen gegen sich selber hegten, hielten es für's Beste, die Angelegenheit gleich zu erledigen, bevor sie Zeit zur Abkühlung hätten. Und demgemäß traten der Mayor, der Richter, jener Türke und andere angesehenen Bürger zusammen, begaben sich unter Fletcher's Führung nach dem Gefängniß und hängten Turner. —

Unausgeseht entströmen dem Osten überflüssige Menschenkräfte. Theils der Noth, theils dem eig'nen Trieb gehorchend, entweichen sie den dichter bevölkerten Gebieten und brechen, oft mit ihrem Leben, der Kultur die Wege. Unaufhaltsam folgt ihnen diese westwärts, doch wird es noch lange dauern, bis sie etwa die Rocky-Mountains erreicht oder gar über dieselbe hinaus und allenthalben an's Meer hinausbringt. Manche schauervolle, wüstengleiche Einöden, wie „Bad lands“ und „los campos de la muerte“ (Felder des Todes) in ihren massigen, seltsamen Steingebilden und ihrer flimmernden Gluthofenluft, — sie werden wohl ewig bleiben, was sie vor unbedenklichen Zeiten geworden: grausige Massengräber einer längst versunkenen Thier- und Pflanzenwelt. —



## Vor Thau und Tag.

Von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

Erich Dorn hatte sich die Novellen von Irene Lang kommen lassen, der Freund hatte sie ihm besorgt. Nun lag es vor ihm, ein mäßiges Bändchen, schreiend gelb broschirt, wie die moderne Buchhändlerreklame es liebt. Mit spitzen Fingern legte der Mann den gelben Band auf den Tisch neben seinem Bett; er selbst warf sich in die Kissen und ließ das Licht brennen.

Nacht war's. Durch das offene Fenster flogen Motten in's Zimmer, grauschwänzliche mit dicken Leibern, und umspielten die flackernde Kerze. Laue, durchdrungene Luft kam mitgezogen — sie duftete nach Wald, nach Heu, nach warmem Stall — dumpf brüllte eine Kuh auf, und eine Ziege medierte gedämpft. Jetzt schrie drüben ein Kind, ein einziges Mal, schwach, halb im Schlaf; schon war's still, die Mutter drückte es wohl an die warme Brust und sang es ein. Alles nächtliche Laute, in sanftem Moll getaucht.

Berschwommenen Nieselinien gleich ragten die Berge zum Fenster herein, dem Mann im Bett dünkten sie geheimnißvolle Schatten. Er stemmte den Ellenbogen auf; so, halb sitzend, halb liegend, starrte er am flackernden Kerzenlicht vorbei in's Ungewisse — lange.

Ein Tag, zwei Tage, drei, vier, fünf Tage zogen an ihm vorüber, alle in jenes erwartungsvolle Grau getaucht — keine Sonne, kein Regen — man wußte nicht, was da werden wollte. Und sie immer an seiner Seite.

Auf den Berg waren sie miteinander gestiegen, gleich am ersten Tag. Sie hatten nicht viel gesprochen, der steile Aufstieg benahm ihnen den Athem. Sie war vor ihm hergegangen mit weit ausholendem Schritt; das braune Haar, von Schweiß gesüßet, klebte in Ringeln im Nacken, unter der leichten Blouse zeichnete sich jede Bewegung ab. Oben hatte sie sich nach ihm umgedreht, das heiße Gesicht vom verwehten Haar umflattert; mit einer raschen Bewegung wies sie hinüber zu den grotesken Felsmassen, die tief in der Mulde ein dunkles, kreisrundes Gewässer umschlossen.

Als hätten Niesenhände hier Ball gespielt, so lagen Blöcke und Faden verfeinerter Lava auf der dürren Halbe, hierhin geworfen, dorthin geworfen, Zeichen einer Vergangenheit. Und das Wasser unten, glatt, schwer wie flüssiges Pech.

Sie sagte nichts, nur ihr Auge leuchtete; es sprach deutlich: „Wie schön! Fühlst Du's mit mir?“ Und er fühlte es mit ihr.

Ziehende Wolken über ihnen, tiefste Schatten im dunklen Spiegel; geheimnißvoll grau die Ferne, alle Berge verschwommen, von Thälern nichts zu sehen.

So saßen sie stumm nebeneinander unten am Rand aus dem mageren Rasen, aus der weiten Welt hier zusammengekehrt — ganz allein. Kein Vogelruf, kein Froschgequak, todt der Spiegel des Wassers, todt die schwärzlichen Felsblöcke rundum; nur die Herzen nicht todt, die nebeneinander pochten.

Langsam erhob sich die Frau und kletterte über's Geröll ein Stück aufwärts. Dort stand sie auf dem Faden, ein Wind hatte sich aufgemacht und blähte ihr dunkles Tuch; den Kopf vorgeneigt, stand sie sinnend. Wieder dies lauschende Erwarten im Ausbruch!

Der Mann war ihr mit dem Blick gefolgt, er konnte ihn nicht wenden — was sie wohl dachte? Er mußte sie sprechen hören. „Was denken Sie?“ rief er ihr zu und erschraf dann fast vor der eigenen Stimme; was ging's ihn an — war es nicht indiskret, so zu fragen?

„Ach?“ Sie wendete den Kopf nicht nach ihm, mit einem starren, tiefen Blick schien sie sich gleichsam in die Landschaft einzubohren; als spräche sie allein zu sich, so fielen ihr die Worte von den Lippen. „Wenn ich ein Maler wäre, ich würde das hier malen, so grau in der Ferne, die schwärzlichen Felsen ringsum, das todt Wasser und den armen Rasen, am Himmel die jagenden Wolkenballen. Eine bleierne

Luft müßte über dem Bilde sein — man müßte die fühlen — und darunter schrieb ich: Melancholie! — weiter nichts.“

„Oder eine Gestalt müßte auf dem Felsen stehen,“ fiel er hastig ein — „so wie Sie da oben stehen, den Kopf lauschend geneigt. Eine große Frauengestalt mit spähenden Augen vom dunklen Mantel umflattert. Und drunter schrieb ich: „Sehnsucht!“

„Sie haben recht,“ sagte sie langsam, und kam über's Geröll wieder auf ihn zu; vor ihm stehend, sah sie ihn voll in die Augen; „wir verstehen uns; ein Tag gemeinsam in der Natur bringt die Menschen einander näher, als ein Jahr zwischen den Mauern der Stadt. Wir verstehen uns.“

Von da ab war sie ganz freundschaftlich mit ihm gewesen, so, als ob sie ihn schon länger gekannt hätte. Keine Spur von Gefallsucht in ihrem Wesen oder von Unweiblichkeit, sie war nur frei und offen. Daß sie noch Eltern hatte, wußte Dorn bald, alte, einfache Leute im Rahmen der Provinzialstadt. Voller Pietät gedachte die Tochter ihrer, mit Begeisterung aber sprach sie von ihrer Kunst. Da flammte ihr Auge auf in schönem Feuer, ein sehnsüchtiges Licht brannte darin; die eine Hand in die Falten des Kleides geballt, die andere gegen die Brust gestemmt, mit fliegendem Athem wünschte sie sich an's Ziel, das Ziel, etwas Großes zu leisten.

„Und“ — ihre Lippen öffneten sich durstig, ein zitternder Klang war in ihrer Stimme — „ich frage mich oft bang: werd' ich's erreichen?“

„Gewiß, Sie werden!“ Er sah sie bewundernd von der Seite an; so gestiel sie ihm ausnehmend mit den weltentrückten Augen und der siebernden Gluth auf den Waden. Er hörte ihr rasches Athmen neben sich und spürte die Wärme, die von ihr ausging. Es war keine Schmeichelei, die ihm die Worte auf die Lippen drängte: „Sie werden, Sie müssen viel erreichen! So sieht nur Jemand aus, so empfindet nur Der, dem das Geschick einen besonderen Kuß auf die Stirn gedrückt hat. Wir werden Ihren Namen noch feiern. Sie haben schon Aufsehen erregt; in kurzer Zeit, was wird da sein?“

„Nichts,“ sagte sie hart und maß ihn mit einem seltsamen Blick. „Nur wenn die Sonne, die uns Allen im Leben einmal scheinen sollte, auch mir scheint, dann — dann werde ich das Ziel erreichen! In der Dämmerung wird man nichts, da bleibt man ewig eine Frage ohne Antwort.“

Ein merkwürdiges Frauenzimmer! Die Nacht nach dem Spaziergang hatte Dorn nicht gut geschlafen, mit Ungeduld wartete er auf's Morgenrauen; er hatte dann dem Freund geschrieben, ihm sofort den Novellenband von Irene Lang zu schicken. Er mußte den lesen, eine neugierige Spannung quälte ihn.

Und nun war das Buch da.

Der Mann im Bett faßte nach dem gelben Band und rückte sich das Licht näher.

„Vor Thau und Tag,“ das war der Gesamttitel.

Und nun las er. Sein dunkler Kopf blieb gleichmäßig in derselben Stellung; ob das Genick nicht schmerzte? Das Licht brannte tief herab, die Flamme flackerte im Zugwind, verbrannte Motten lagen am Fuß des Leuchters; die Hand, die das Buch hielt, zitterte leicht — er las. Draußen tutete der Nachtwächter in sein Horn und stampfte die Gasse hinunter — er hörte es nicht.

Da war derselbe wolkenverhangene Himmel über diesen Geschichten, wie er gestern und vorgestern und alle Tage schon hier über den Bergen gehangen. Ein Frösteln, ein Schauern ging durch diese Zeilen, wie es die Natur hat auf der Scheide zwischen Nacht und Morgen; ein leidenschaftliches Erzittern in Busch und Baum, tief neigen sich die Blumen, den befruchtenden Thau im Schooße zu empfangen — aber er fällt noch nicht, er hängt fest in den Nebeln der Nacht, die Sonne geht noch nicht auf.

Vor Thau und Tag! Das war freilich keine Lektüre für die runden, blauen Augen von Anna

Bröcker. Unwillkürlich mußte Dorn an seine Braut denken; ob sie je wohl so etwas empfunden hatte, wie es hier in diesem Buche empfunden war, das, durchdrängt von leidenschaftlichem Sehnsüchtsgefühl, wie ein Nothschrei aus Weibesseele gellte? Alles zittert, drängt dem Licht entgegen — vor Thau und Tag.

Da — die Kerze flackerte noch einmal auf und erlosch. Das Buch war zu Ende.

Draußen krähte ein Hahn, scharf gellend; er stand wohl auf dem Zaun und schlug mit den Flügeln. Im Nachbarhof antwortete der zweite, ein anderer in der Ferne; der Schall pflanzte sich fort in's Weite. Ueber das holperige Pflaster der Gasse trabte ein Frühaufsteher; in wunderbar trüber Farblosigkeit blickten die Berge in's Fenster. Morgenrauen. Durchfröstelt drückte sich der Uebernächtlige fester in die Kissen, der gelbe Band fiel ihm aus der müden Hand; er zog die Decke bis an's Kinn.

Der neue Tag brach an.

Auf dem Frühstückstisch fand der Doktor einen Brief seiner Braut; schon von Weitem glänzten ihm die steifen, regelmäßigen Schriftzüge entgegen.

„Lieber Erich!“ schrieb Anna, „da es doch eigentlich natürlich ist, wenn wir zusammen sind, und alle Bekannten hier im Seebad fragen, wo Du eigentlich bist, haben wir den Entschluß gefaßt, unseren hiesigen Aufenthalt abzubrechen und zu Dir zu kommen. Die Eltern sind ganz einverstanden, Brautleute gehören doch zueinander, und nebenbei ist Gebirgsluft nach der See sehr gesund. Also, lieber Erich, wir reisen übermorgen von hier ab, am zwanzigsten August spätestens können wir bei Dir sein. Wir machen noch einen kleinen Abstecher über Köln, wo ich mir geschmückte Möbel ansehen will; unser Wohnzimmer muß alt-eichen sein, meinst Du nicht? Für den Salon finde ich N... am hübschesten; Du doch auch? Ich kann mir denken, wie Du Dich auf uns freust! Es grüßt und küßt Dich in Eile  
Deine Anna.“

„So?“ Erich brachte nur das eine Wort hervor, und dann fuhr er sich durch die Haare und stand und starrte wie ein Ernüchterter auf das weiße Papier mit den regelmäßigen Buchstaben. Sie kam! Zorn wallte in ihm auf gegen das ruhige Puppen-gesicht; war's nicht genug, wenn er das sein ganzes Leben lang neben sich hatte, mußte es auch jetzt kommen und ihn stören? Am Zwanzigsten. Und heute war der Ahtzehnte! Noch zwei Tage Freiheit, noch zwei Tage ungestörten Genusses — was wohl Irene Lang sagen würde? Er hatte ihr wenig von seiner Braut gesprochen, kaum so, wie man eine gleichgültige Thatsache berichtet; sie hatte kaum gefragt, da war so viel Anderes, was sie miteinander zu reden hatten.

Eine Art Bier überkam ihn, sie zu sehen, zu sprechen; diese zwei Tage auszunutzen! Er riß den Hut vom Nagel und sprang in großen Säßen, wie ein Schulknabe, über die Straße.

Er hatte das Nachbargrundstück noch nie betreten; im rauchigen Flur, unten an der hölzernen Stiege, kam ihm die alte Wirthin entgegen; sie maß den hübschen Mann mit wohlwollenden Blicken: „Ah, Sie sein den Herr von drüben, der immer mit unserm Fräulein geht! Jao, jao, se is im Garten.“ Sie schob ihn durch den Flur, mit einem freundschaftlichen Puff stieß sie ihn durch die enge Thür an der Rückwand.

Er war im Garten, einem kleinen, melancholischen Berggarten, mit dem knorrigen Birnbaum in der Mitte; am Zaun ein paar armselige Blumenbeete, verflümmerte Rosen darauf und zerzauster Eichenhut, dazwischen wucherndes Unkraut. Nach dem dunklen Flur blendete ihn draußen die Helle, zitterndes Licht tanzte ihm vor den Augen und streute grünrothe Funken über den verwachsenen Weg — da stand sie, mitten im Garten unter'm Birnbaum.

Mit einem Aufschrecken im Gesicht sah sie ihn entgegen, sie hatte ein Lachen um den Mund.

„Sie! Ach Sie, so früh schon?!“  
 „Ich habe heute Nacht Ihr Buch gelesen; die ganze Nachtruhe hat es mich gekostet —“ er fasste nach ihrer Hand — „ich habe mit Ihnen empfunden, Sie verstanden — vor Thau und Tag. Sie haben mich tief ergriffen!“ Er sah ihr mit einem halb bewundernden, halb forschenden Blick in die Augen; erst hielt er die Hand fest, dann senkten sich die Lider plötzlich, eine brennende Röthe stieg ihr jäh von der Stirn herab über Wangen und Ohren bis zu dem festen Nacken. Er ließ den Blick nicht von ihr; ihre Verwirrung freute ihn, die machte sie jünger, weicher.

Ihre eine Hand, die schlief an der Seite herunter hing, strich unsicher an den Falten des Kleides auf und nieder; die andere hielt er noch immer. Und jetzt kam ein Bittern in die schlanken Finger; er fühlte, wie sie in den seinen zuckten, wie sie strebten, sich frei zu machen, wollten und doch nicht konnten. Jetzt — ein Ruck — sie hatte die Hand losgerissen. Den Kopf abgewendet, den Nacken über das Blumenbeet gebeugt, sprach sie mit ihrer gewöhnlichen, ruhigen Stimme, und doch war ein gewisser beklemmender Klang darin: „Was Sie da

sagen, freut mich. Ich gebe herzlich wenig auf das Urtheil des Publikums, wenn es mit Steinen nach mir wirft, ich würde es verschmerzen. Es giebt so wenig Menschen, mit denen man sich versteht!“ Nun hob sie doch den Blick, sie hatte Thränen in den Augen.

Eine brennende Urruhe überkam ihn, die durchwachte Nacht hatte ihn nervös gemacht; in den Knien fühlte er ein Beben, es stieß ihn vorwärts wie mit Kolben und hielt ihn dann wieder zurück. Sie gab viel auf sein Urtheil — Alles — hatte sie's nicht eben gesagt? — Ihr ablehnendes Urtheil würde ich nicht verschmerzen! — Er blühte sich — allzutief brauchte er sich nicht zu büden, sie war mit ihm von gleicher Größe — und drückte seinen Mund auf die schlaffe Hand in den Kleiderfalten.

Der Ruck brannte, ein bebender Athemhauch streifte von ihm zu ihr, von ihr zu ihm. Leise rüttelte sich der Birnbaum und ließ welcke Blätter herunterfallen; sie wehten auf die zueinander geneigten Scheitel da unten.

Lange Pause.

„Wollen wir jetzt gehen?“ fragte sie endlich. Mit einem scheuen Blick streifte sie den Mann.

„Ja.“

Demüthig den Kopf gesenkt, schritt sie neben ihm her, über den verwachsenen Gartenweg, durch den dunklen Flur, hinaus auf die Gasse. Die alte Wirthin stand in der Thür und sah nach, bis die beiden schlanken Gestalten hinterm letzten Haus verschwunden waren.

Sie waren den ganzen Tag miteinander, so heiter waren sie noch nie gewesen. Sie pflückten Blumen am Wege und sammelten Beeren wie die Kinder, sie jagten sich durch die Büsche und lachten; kein einziges philosophisches Gespräch wurde geführt, auch kein literarisches. Man dachte an nichts, die Welt lag so weit; man war sich vollkommen genug, man freute sich des Augenblicks.

Auf Trenens Wangen waren Rosen aufgeklammert; mit halbgeöffneten, lächelnden Lippen ging sie, die nachdenkliche Falte zwischen den Brauen war verschwunden, die Stirn glatt. Noch nie hatte sie so hell gelacht, das helle Lachen kontrastirte eigenthümlich mit dem verschleierte, müden Organ, geschmeidig sprang sie über Baumwurzeln und Felsstücke.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Ich wollte wohl, doch leider . . . \*

Ich sah zwei Schiffe fahren  
 Im Flusse Seit' an Seit',  
 An ihren Raaen waren  
 Viel Wimpel aufgereiht.

Auf ihrem Decke gingen  
 Gestalten bunt und viel,  
 Und war ein silbernes Klingen  
 Am ihren schlanken Kiel.

Frühling an beiden Seiten  
 Des schnellen Flusses war,  
 In allen Höh'n und Weiten  
 Der Himmel wolkenklar.

Da rief an seinem Rade  
 Der junge Steuermann:  
 Was stehst du am Gestade?  
 Komm mit! Wir halten an.

Ach Gott, ich hätte gerne,  
 Doch sagt mir nur puor:  
 Wohin!? In alle Kerne!  
 Komm! Frage nicht, du Chor!

Wer mit will, darf nicht fragen,  
 Wer fragt, der ist nicht werth,  
 Daß ihn die Wellen fragen,  
 Daß er in's Kerne fährt.

Ich wollte wohl, doch leider  
 Sann ich erst nach genau.  
 Die Schiffe fuhren weiter,  
 Der Himmel wurde grau.

Otto Julius Bierbaum.

\* Aus „Der bunte Vogel von 1897“. Berlin, Schuster und Loeffler.

Adam und Eva. Es ist ein altes, aber gerade in der Gegenwart überraschend oft behandeltes Thema. Für die Künstler unserer Tage ergiebt sich aus ihm zwanglos ein Vorwurf für die Darstellung des nackten Menschen. Ebenso führt zu diesem Problem das allgemeine Bestreben der modernen Künstler, die Kunst auf ihre eigensten Ausdrucksmittel zu beschränken, von allem erzählenden Beiwerk abzusehen. Etwas Neues von Adam und Eva zu erzählen, ist nicht gut möglich. Nur die künstlerische Auffassung und Darstellung kann an einem solchen Motiv interessieren. Natürlich sind es allein die rein menschlichen Beziehungen, in die Mann und Weib zueinander treten können, die der moderne Künstler an diesem Vorwurf darstellt. So hat Peter Breuer in der Marmorgruppe, von der wir heute ein Bild geben, zwei Menschen dargestellt, die von einem gemeinsamen Leide betroffen sind und es gemeinsam tragen. Mann und Weib sind eng verbunden im Unglück und suchen aneinander Trost und Halt. In der Art, wie sie das Leid aufnehmen, zeigen

sie aber einen Gegensatz. Willenlos dem Schmerz hingegeben ist das Weib. Eng schmiegt sich sein Körper an den des Mannes, schlaff hängen die Arme herab, dumpfe Verzweiflung drückt sich in dem Gesicht, in den geschlossenen Augen, in den herabgezogenen Mundwinkeln aus. Auch der Mann leidet schwer. Sein Nacken beugt sich wie unter einer Last, der Kopf ist gesenkt, ein düsterer Ernst liegt in den Zügen seines Gesichts. Aber er verzweifelt nicht. Um seines Weibes willen, das auf ihn sich stützt, darf er nicht verzagen. Seine Augen sind sinnend in die Ferne gerichtet; er sucht einen Ausweg. Die zusammengezogenen Augenbrauen scheinen darauf zu deuten, daß in ihm ein Guschlug dümmert. Die kräftigen Linien des Gesichts, die aufeinander geprehten Lippen verkünden einen festen Willen, der den augenblicklichen Schmerz überwinden wird. Schügend legt er die kraftvollen Arme um die zitternde Eva; liebevoll drückt er mit der Linken ihr Haupt an seine Brust, an der sie Trost und Ruhe und neuen Muth finden wird. . . .

Die Darstellung des Nackten in der Kunst. In seiner Schrift „Malerei und Zeichnung“ (Leipzig, Ewald Besold) fordert Max Klinger in seiner leidenschaftlichen Weise die volle Freiheit des Künstlers in der Darstellung des Nackten: „Der Kern- und Mittelpunkt aller Kunst bleibt der Mensch und der menschliche Körper. Es ist die Darstellung des menschlichen Körpers, die allein die Grundlage einer gefunden Stilbildung geben kann. Alles, was künstlerisch geschaffen wird, in Plastik wie Kunstgewerbe, in Malerei wie Baukunst, hat in jedem Theile engsten Bezug zum menschlichen Körper. Die Form der Laffen wie die Bildung des Säulencapitals stehen jedes in Proportion zum menschlichen Körper. Auf dem Verständnis und der gleichmäßigen Ausbildung dieser Verhältnisse allein kann eine selbstständige Naturauffassung sich entwickeln. Denn wie kann ich ein Nebending charakteristisch vereinfacht darstellen, wenn ich die Hauptache, auf die es Bezug hat, nicht charakteristisch zu formen weiß? Wer eine Hand nicht zu bilden weiß, wird auch keine Handhabe darstellen können, ausgenommen, er stiehlt sie anders woher. Und so leben wir heutzutage in jeder Kunst vom Raub. Das Studium und die Darstellung des Nackten sind das A und das Q jedes Stils. . . .

Es soll damit nicht gesagt sein, daß ohne Sinn und Verstand, ohne Wahl und Nothwendigkeit das Nackte überall beim Haar herbeigezogen werden müsse. Aber daß es da, wo es logisch nothwendig ist, ohne falsche Scham, ohne drückende Rücksicht auf gewollte und gesuchte Blödigkeit vollständig gegeben werden darf, muß gefordert werden. . . . Es ist dies weder eine lächerliche noch geringfügige Forderung, die Forderung des Nackten. Aber eine schlechte Konzeption ist es an eine falsche Empfindlichkeit, wenn das Publikum geradezu genöthigt wird, beim nackten Körper — dem Schönsten, was wir überhaupt uns vorstellen können — jeder Zeit und jedes Orts an das Geschlecht zu denken. Die sichere Aufstellung einer schlanken und schweren Masse auf doppelten, je dreifach flexiblen (drehbaren) Grundlagen wäre für die Mechanik ein schwieriges Problem. Dasselbe wird bei unserem Körper noch erschwert durch den hochgelegten Schwerpunkt der getragenen Masse und dessen in ziemlichem Spielraum sehr erleichterte Verlegbarkeit. Daß die schwierigsten Punkte der Konstruktion in den Verbindungen der Träger mit dem Getragenen liegen müssen, ist einleuchtend. So spiegelt sich jede wesentliche Veränderung der oberen an den unteren Theilen, die der Bewegung erst Sicherheit

verschaffen. Alle diese wichtigen Konstruktions- und Bewegungsfragen des menschlichen Körpers finden ihre Lösung im Becken und zwischen seinen hervorstehenden Punkten. Wie die Konstruktion jedes individuellen Körpers selbst, ob schlank, ob breit, ob kräftig, ob fein, so spiegelt sich auch jede Bewegung an jenen Stellen. Die wunderbare Komplizirtheit des Mechanismus bietet, unter scheinbarer Einfachheit verborgen, die schönsten Flächen- und Formkombinationen. Durch ihre künstlerische Lösung ist die Darstellung der menschlichen Gestalt erst möglich. Gerade diese Stellen, die für die Arbeit des Künstlers wie für das Verständnis des Beschauers von höchster Wichtigkeit sind, deren Konstruktion den menschlichen vom thierischen Organismus unterscheidet, deren vollendete Lösung dem Kunstwerk Einheit und Klarheit verleiht, sollen wir mit dem unsumftigsten Lappen verdecken! . . . Der Schurz oder gar das ungläubliche Feigenblatt, mit dem wir unsere, eben ihrewegen meist schlecht konzipirten Körper bedecken müssen, gereizt die Einheit desselben in einen Torso und in zwei einzelne Beine. Es gehört die ganze Inkonsequenz unserer geistigen und künstlerischen Erziehung dazu, solche armeneliche Scheußlichkeit nicht als Beleidigung zu fühlen. . . .

Ueber die Lebensfähigkeit jugendlicher Rundwürmer ist von Prof. Frisch in Berlin ein interessanter Versuch veröffentlicht worden. Er tödtete am 12. Dezember einige weibliche Exemplare der Anguillula acoti, d. i. ein kleiner, unter dem Namen Essigälchen bekannter Wurm, der in verdorbenem Mehl und der Haut, die sich auf trübem Essig bildet, lebt; unter dem Mikroskop zeigte er überraschende Ähnlichkeit mit einem Male, woher eben sein Name rührt. Nach der Abtödtung der Würmer, die durch Räucherung mit Nleberosmiumsäure geschah, wurden sie unter dem Deckglas auf dem Objektträger eines Mikroskops in Essig eingelegt und nach zwei Stunden wurde das Präparat mit Asphallack umzogen, so daß ein vollkommen luftdichter Abchluss hergestellt war. Trotzdem so die Athmungsluft vollständig abgesperrt war, blieben die jungen Thierchen, die zwischen kleinen Fetttropfen dicht zusammengerollt im mütterlichen Körper lagen, noch volle 14 Tage am Leben und entwickelten sich ganz lustig weiter. Am 18. Dezember, dem Tage nach der Tödtung der Mutter, begannen sie sich zu strecken und die Organe des mütterlichen Leibes aufzufressen; am 17. Dezember waren sie so stark gewachsen, daß sie bequem gezählt werden konnten. Es waren elf, von denen am folgenden Tage drei starben; am 22. Dezember zeigte sich noch eines abgestorben, während die übrigen sieben bis zum 27. Dezember noch Lebenserscheinungen zeigten. Also trotz der Einwirkung der Nleberosmiumsäure und trotz des vollkommen luftdichten Abchlusses der dünnen Essigschicht, in der sich die Thierchen befanden, blieb die Mehrzahl von ihnen noch volle 14 Tage am Leben. Diese fast unbegreifliche Lebensfähigkeit erklärt er auch wohl, daß manche Würmer, die in anderen Lebewesen zu deren Schaden ein parasitisches Dasein führen, eine so außerordentlich große Verbreitung haben; sie gehen eben selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nicht leicht zu Grunde.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.